

Janse des nächsten Monats einen erneuten Besuch abzuwarten, um sich von ihm das Luftschiff Modell Nr. 3, an dessen Instandsetzung zurzeit gearbeitet wird, in Betrieb vorführen zu lassen. Der Kronprinz wohnte bekanntlich mit der Kronprinzessin im Juli einigen erfolgreichen Aufstiegen mit dem verunglückten „Zeppelin Nr. 4“ bei und haterte auch nach der Gatterdingers Katastrophe dem Erfinder persönlich sein Beileid ab.

Der Prinzregent von Bayern ist zum Oktoberfest und zum Empfang des spanischen Königs paares von seinem Jagdausflug im Allgäu nach München zurückgekehrt. Die Königinmutter von Spanien kommt heute bereits nach München.

Zu den angeblichen Differenzen zwischen dem Kaiser und dem Lippischen Fürstenhause schreibt die in Detmold erscheinende „Lippische Tagesztg.“:

Wir sind in der Lage, auf Grund der von uns an maßgebender Stelle eingezogenen Ermittlungen das Nachstehende mitzuteilen: Die in dem Artikel der „Lippischen Landesztg.“ hervorgehobenen der jüngsten Vergangenheit angehörenden angeblichen Zusammenstöße sind entfallen, die daran geäußerten Bemerkungen und daraus gezogenen Schlussfolgerungen sind falsch, die in dem Artikel sich wiederholende Fehlbildungen sind unrichtig. Der Artikel erregt den Anschein, als ob er vom Hofe oder von diesem nachstehender Seite inspiert wäre. Dies ist unrichtig. Selbstverständlich wird auch in diesen Kreisen Form und Inhalt dieses Manuskripts auf das schärfste bezweifelt und die, wenn auch nur vorübergehende, Zurechnung auf das höchste bestritten.

Zur der Affäre wird aus Berlin noch gemeldet: Prinz Bernhard zur Lippe scheidet wegen einer durchaus privaten Affäre aus der Armee. Auch jeder beliebige andere Offizier wäre im gleichen Falle zum Entweichen des Abchieds veranlaßt worden. Mit dem Kaiser und der Politik hat die ganze Sache nicht das geringste zu tun.

Der regierende Fürst zur Lippe hat den Kaiser gebeten, den Abchied seines Bruders aus der Armee zu genehmigen. Das Gesuch kam in Berlin unerwartet. Wichtig ist nach demselben Blatte, daß der Kaiser den Prinzen bei den Kavallerieübungen in der Senne nicht gesehen hat, aber nur deswegen, weil sich keine Gelegenheit wieder für der Kaiser, noch für den Prinzen zu einer persönlichen Berührung ergab.

Der Staatssekretär des Kolonialamts Dernburg ist zur Kur in Baden-Baden eingetroffen.

Koozevelt und Speck v. Sternburg. Man schreibt der „Germania“ aus Newyork: In den letzten Tagen gingen durch die deutsch-amerikanische Presse viele bisher unbekannt Details über das intime Verhältnis, welches zwischen Präsident Koozevelt und dem verstorbenen deutschen Botschafter Speck von Sternburg bestand. Ein kurzer Auszug aus der Darstellung — die von einem „Der es wissen kann“, einem Herrn v. S., herrühren soll — dürfte auch Ihre Leser interessieren. Die Freundschaft zwischen den beiden Männern begann, als Koozevelt Speck während der Jubiläumskommission in Washington und Speck v. Sternburg Attache der dortigen Botschaft war. Es waren gemeinsame geistige Interessen, vor allem aber die Liebe zum Sport, die beide zusammenführten. Aber es gab noch einen dritten im Bunde, und das war der damalige Militärarzt und jetzige Generalmajor Wood. Es hatten sich hier drei wirklich gleichgestimmte Seelen zusammengefunden. Fast jeden Tag unternahm die drei Freunde unter einem schattigen Baume Raft fischen, schaute von Sternburg mit prophetischem Blick in die Zukunft und gab der zurechtfindenden Ueberzeugung Ausdruck, daß Koozevelt es ein-

mal zum Präsidenten der Vereinigten Staaten bringen werde. Daraus soll Koozevelt halb im Scherz, halb im Ernst erwidert haben, wenn er wirklich Präsident werde, so werde er seine beiden Freunde nicht vergessen. Und dieses Versprechen hat er gehalten. Ihm verdankt es der ehemalige Militärarzt, daß er jetzt einer der höchsten Offiziere der Bundesarmee ist. Und ebenso war es Koozevelts Werk, daß Speck von Sternburg seiner Zeit so überraschend plötzlich vom Generalstab in Kaluttua zum Botschafter in Washington befördert wurde. Man hat vielfach behauptet, der Kaiser habe von Sternburgs Vorgänger, von Holleben, abberufen, weil er unzufrieden mit ihm gewesen sei. Nach einer anderen Lesart soll Speck von Sternburg Holleben durch eine schlau eingefädelte Intrigue aus dem Sattel gehoben haben, um selbst den Washingtoner Posten zu erhalten. Die eine Version ist falsch, wie die andere. Koozevelt selbst war es, der den Wechsel in der Botschaft veranlaßte. Er hatte durchaus nichts gegen von Holleben. Eines Tages aber schrieb er an den damaligen amerikanischen Botschafter in Berlin, Witte, er möchte dem Kaiser bei Gelegenheit sagen, wenn er einmal in Washington eine Aenderung beabsichtige, so würde der Präsident ihm dankbar sein, wenn er seinen Freund Speck v. Sternburg als Botschafter schickte. Witte entlegte sich dieses Auftrages, und der Kaiser, der befanntlich großen Wert auf die Freundschaft der Vereinigten Staaten legt, reagierte auf die Anregung sehr viel prompter, als Koozevelt selbst erwartet hatte. So kam es, daß Holleben, gegen den tatsächlich nicht das mindeste vorlag, abberufen und Speck v. Sternburg zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Präsident Koozevelt also hat den langjährigen Freunde zu dem vielbegehrten Botschafterposten verholfen. Ob Koozevelt es Herrn v. S. danken wird, daß er die Geschichte bekannt gemacht hat, möchten wir sehr bezweifeln. Nach dem Geschmack des amerikanischen Volkes sind solche Dinge jedenfalls nicht.

1. Deutsche Offiziere im chinesischen Heeresdienst. Wie eine Berliner Korrespondenz von „unrichtiger militärischer Seite“ erzählt, werden demnächst mehrere deutsche Offiziere in den chinesischen Heeresdienst treten. Während früher auf dem orientalischen Seminar Unterrichtskurse in der chinesischen und japanischen Sprache nicht abgehalten wurden, ist jetzt die Neuerung eingeführt worden, daß nach Ostasien kommandierte Offiziere Unterricht in der chinesischen bzw. japanischen Sprache nehmen können. Die „Post“ bemerkt dazu nicht ganz mit Unrecht:

Mit der Gleichrichtung, welche den nach Ostasien abkommandierten Offizieren für das Studium der ostasiatischen Sprache gemacht wird, sind wir vollkommen einverstanden. Dagegen halten wir die Entscheidung von Instruktionsoffizieren nach China nicht mehr für zeitgemäß. Wir haben gar kein Interesse daran, in militärischer Beziehung weiter die Lehreinmeister des Ostens zu bleiben. Die gelbe Gefahr, welche die heillosen Götter der Asien Europas bedroht, besteht heute noch mehr wie je. Weßhalb sollen wir diese Gefahr unnötigerweise noch fürchterlicher machen als sie schon ist!

Der Magdeburger Drachenflieger. Wie gemeldet hat der zuzeit in Magdeburg als Einjährig-Freiwilliger beim dortigen Pionierbataillon dienende Ingenieur Grade, wie seinerzeit berichtet, einen neuen Dreiflügel-Flieger konstruiert. An die bisherigen Versuche, die im Schuppen des Magdeburger Pionierbataillons stationären, haben sich am Donnerstag Flugerprobungen im Freien angeschlossen, die als gelungen betrachtet werden können. Der Flugapparat, der durch einen Motor von 36 Pferdekraften getrieben wird, wurde auf Platons vom Pionierübungsplatz in die Nähe der Pumpstation selbst und dort gelandet. Dann begannen die Versuche, die die Brauchbarkeit des Apparats erwiesen. Besonders erprobte wurde die Kraft des Motors, die eine Geschwindigkeit von 30 Kilometer in der Stunde ermöglicht. Zwei Stunden lang waren die Versuche erfolgreich, dann stürzte der durch Aufschlag verursachte Bruch der Schraube in ihrer Verbindung. Leider ist der Flugapparat stark beschädigt. Die Schraube weist dagegen nur geringe Beschädigungen auf. Die Versuche

sollen nach Ausbesserung des Apparates schon in vier nächster Woche fortgesetzt werden.

Vom Flottenverein. Der Landesverband des Bayerischen Flottenvereins hat, wie die „Nat.-ztg.“ wissen will, die Forderung verschiedener norddeutscher Ortsvereine nach dem Austritt des bayerischen Vereinsvorstandes einmütig als entscheidend abgelehnt. In der „Rudolfstädter Ztg.“ äußert sich der Postmarschall des regierenden Fürsten v. Schwarburg-Rudolfstadt, v. Priem, mit dem Streit innerhalb des Flottenvereins. Herr v. Priem mißbilligt die Haltung des Rudolfstädter Landesverbandes, dem sich mittlerweile auch der Bremer und der Geraer Landesverband angeschlossen haben und tut dringend zum Frieden. Er sagt:

Die Sache liegt nach meiner Ansicht einfach so: „Die Heimpartei ist abgeriert, daß Fürst Salim ebenso wie General Keim aus dem Verein aussteigen, sucht nach einem Grund, um sich von dem jetzt unter Großamiral Köster stehenden alten Verein loszusagen und einen neuen Verein mit dem alten Präsidium zu stiften. Da müssen die bösen Bayern herhalten. Fürst Salim und General Keim sind gefallen, also müssen auch die drei Herren in Bayern fort, sonst wird nicht mehr mitgespielt. Als ob es nicht etwas anderes wäre, ob das Präsidium des ganzen Vereins aus irgend einem Grunde zurücktritt, oder ob der Vorstand eines Landesverbandes zurücktreten soll, weil er anderen nach ihrer Behauptung Schwierigkeiten macht. Wie? Wenn die Bayern den Spiel umstreiten und dem Präsidenten des Deutschen Flottenvereins sagen: „Nicht wir sind die Friedensbrecher, sondern die Keim-Anhänger, die uns vorziehen, um einen Grund zu haben, sich von dem großen Ganzen loszusagen und einen neuen Verein unter alter Flagge zu gründen? Wir sind bei unserer Delegiertenversammlung nach der Dörsinger Tagung von unserem Landesverband einstimmig wiedergewählt worden. Seitdem haben wir uns absolut passiv verhalten. Das Verlangen unseres Austritts bedeutet nicht allein eine Verletzung gegen uns persönlich, sondern gegen unsere sämtlichen Mitglieder. Ob damit die Einheit zwischen Nord und Süd gefährdet wird, ist ja für die Heimpartei Nebenache, wenn sie nur ihre vermeintliche Resvanze hat. Gut, wir gehen, obgleich wir beinahe zweifeln, ob es den Herren ganz recht, da ihnen dadurch das Wort zu einem Austritt genommen ist; aber wir verlangen, daß auch die Bundesräte, die ihr Weibchen von unserem Austritt abhängig machen, ebenfalls abtreten.“ Ich möchte einmal sehen, wie unsere Rheinländer und Thüringer aufstehen und erklären würden: „Wir lassen uns in unsere internen Angelegenheiten von keiner Seite hineinbrechen.“ Wenn wir zum Vorstand wählen und haben, ist ganz allein unsere Sache. Sie wären durchaus im Recht. Jeder mag aber die Konsequenzen aus diesem Standpunkt ziehen. Auch ich glaube, daß der Vorstand des Bayerischen Flottenvereins schließlich des allgemeinen Friedens halber, nicht weil einige durch General Keim beeinflusste Vereine es verlangen, zurücktreten wird. Daß aber dadurch wieder die Wege für General Keim und Fürst Salim frei sind, das glaube ich nun und nimmer. Ein Blick in die Tagespresse aller Parteien vor der Konferenz der drei Ländervereine zeigt, daß die Heimpartei nicht auf der von Keim vertretenen Meinung steht. Alle anderen in Nord und Süd wollen nichts von Politik im Flottenverein einmischen; sondern wünschen ihn unter Leitung des hohedienstlichen Großamirals v. Köster zu den Zwecken zurückgeführt zu sehen, die in seinen Statuten niedergelegt sind. Wenn das neue Vereinsgesetz den Deutschen Flottenverein wirklich zu einem politischen Streifen sollte, so müßten alle, die es gut mit ihm meinen, mit aller Kraft dafür sorgen, daß seine politische Tätigkeit nach jeder Richtung hin eingeschränkt wird. Nach in Köln und Kassel ist es als ein national unpolitischer Verein gekennzeichnet worden. Wozu also jetzt die Politik hervorheben? Was sein politischer Charakter einseitig von den Verwaltungsbehörden anerkannt, so scheiden zwiefellos eine Menge Mitglieder, die ihm f. B. wegen seines beruflichen Zweckes und gerade wegen seiner unpolitischen Tendenz beigetreten, freiwillig aus; andere, wie die Offiziere, sind durch gezwungen. Eine ganze Anzahl Männer aus dem Flottenverein behaupten mit mir selbst, daß der Flottenverein durch die Keimera so weit gekommen, und hoffen zuversichtlich, daß unserm geliebten und gesungenen deutschen Vaterland eine zweite erspart bleibt.

er betroffen, „habe ich nicht viel zu sagen, ja ich weiß nicht einmal, ob ich das einzige Wort sprechen darf: „Ich danke.“

„Wofür?“ entgegnete sie kalt.

Er wurde trübe ob ihrem Ton.

„Nicht diese Räfte“, hat er, „ich weiß ja wohl, was ich tat; Sie aber wissen auch, was man mir tat. Ich große nicht mehr, nur damit ich einige Wälderung in Ihren Augen fände, deshalb wollte ich Sie daran erinnern. Sie wollten mir eukischen — Leopoldine!“ rief er ausbrechend. „Du entlichsst und Du weißt nicht, wie teuer Du mir bist!“

„Ich aber weiß, was Du für mich, für meine arme Mutter tatest, und wenn sie alle darüber schweigen, mich kann man nicht täuschen. Du warst es, die mir meine Freiheit wieder verschaffte. Nun magst Du keinen Dank dafür — mußt Du mich so sehr hassen, Leopoldine?“ fragte er näheretend.

Sie richtete sich hastig auf und trat einen Schritt zurück.

„Ich hasse Sie nicht — aber verlangen Sie nicht mehr von mir,“ sagte sie. „Da Sie es doch schon errieten, ja, ich befreite Sie aus dem Gefängnis. Ich bin nur gerecht und fand die Haft hinreichend für ein Vergehen, das mich zwar schwer traf, für das aber immer noch eine Stimme gesprochen hat. Ich mußte mir sagen, daß Sie nicht gut anders handeln konnten. Sie blieben Sieger, auch das Gegenteil hätte eintreten können, und dies wäre noch ungerechter gewesen. Damit müßte ich mich trösten. Sätze ich früher gewünscht, wie sehr Ihr Arm dem Hüttenwerke fehlte, hätte ich diesen, für mich nicht leichten Schritt eher getan, handelt es sich doch um eine zerbrochene Kränzen, um die Nähe einer Frau, die ich liebe wie eine Mutter.“

„Und an mich — haben Sie nie daran gedacht?“ fragte er bitter.

„Doch — ich sagte schon, daß ich nicht ungerecht bin. Jetzt aber lassen Sie mich, ich will heimkehren. Weiben Sie Ihrer Mutter der Sohn, welcher Sie früher waren.“

Recht unartürlich klangen diese Worte aus dem Munde der Barontin.

Sie wandte sich zum Gehen.

„Keine Hand gibst Du mir zum Abschiede, Leopoldine?“ fragte er leise bitend.

Sie zögerte, sein weiches Ton drohte sie um die mühsam aufrecht erhaltene Fassung zu bringen.

Da hatte er auch schon ihre Rechte erfaßt, und ehe sie es verbinden konnte, beugte er sich hinab und küßte die Hand.

„Ich küsse Deine Hände; mehr als den leblosen Dank möchte ich davon legen.“

Nach einige Sekunden standen sie sich stumm gegenüber und blickten einander an.

Durch die Halle floß das warme Sonnenlicht, und dennoch fröstelte es Leopoldine.

Er hatte seine Blicke von ihr abgewandt. Eilig verließ sie die Kirche.

Er folgte ihr noch wenige Schritte, bis sie dicht vor ihm die Türe schloß.

Mit einem scharfen Ton fiel das Eisen ins Schloß. Franz stand vor dem schwarz gewordenen Eichensigel und legte den Kopf dagegen.

„Ist dies mein kleines Schwesterchen?“ höhnte er. Dann riß er sich empor.

„Aber bin ich selbst denn noch der Alte? Hat dies Herz denn nicht schon zu viel der Schläge empfangen? Einmal sollte es aufstehen, beim neuen Schlag zu zuden. Ich bin der Mörder Ihres Gatten — das müßte kein Wasser und keine Träne ab. Sie haßt mich!“ jagte er sich hartnäckig. „Nur meiner Mutter weanen haben sie mir die Freiheit.

Wäre ich jetzt unabhängig, hätte ich nicht heilige Pflichten, ich nähme die Freiheit ohne Urteil nicht an. Viellecht,“ setzte er schmerzhaft hinzu, „sände ich dann mehr Gnade vor Ihren Augen.“

Das hinter der verschlossenen Türe ein Weib auf dem Knien lag und bitterlich weinte, dies ahnte der Hüttenmeister ja nicht.

Aber auch Leopoldine erhob sich und trocknete ihre Tränen. Unrecht mit sich selbst, mit der ganzen Weltordnung, die oft so unglückselige Fügungen birgt, eilte sie nach ihrem Gute.

Jetzt stand Franz Burgdorf wirklich allein in der Kirchenhalle, und nur die feineren Räfte leisteten ihm Gesellschaft. Er legt sich in den Weisfuß, der Leopoldine vorhin verließ und verhartete in einem brütenden Zustande, bis ihn eine Hand weckte.

Es war die Mutter, die, unruhig geworden, nach ihm suchte.

Sie setzten sich dicht nebeneinander, und nun fragte auch der Vater nach seinem Kinde.

Er wußte ja, daß es noch nicht gefunden war, doch wollte er von der Großmutter hören, was in der Sache getan worden.

Hier in der stillen, feierlichen Kirche war der beste Ort, um ruhig zu sprechen.

Kein Laut drang von außen zu ihnen herein. Franz mußte sich sagen, daß die Nachforschungen recht viel zu wünschen übrig ließen, doch lag ihm fern, seiner Mutter hierüber einen Vorwurf zu machen.

Die alte Frau hatte eine übermäßige Last schon ohnehin getragen, und was sie vermochte, hatte sie getan. Er hoffte, das Beste und wies den Gebanten weit von sich, daß dem Kinde ein tödliches Unglück geschehen sei.

(Fortsetzung folgt.)